

Meine sehr verehrten Damen und Herren,
herzlich willkommen zu unserem „Advents-
Akademiekonzert“!

Wahrscheinlich hat es sich schon
rumgesprochen: Wir werden heute abend das
Bachsche Weihnachtsoratorium mitten im
zweiten Teil unterbrechen, und zwar nicht
einfach durch eine Pause, sondern durch
unmittelbaren Anschluss zweier a cappella-
Werke aus ganz anderen musikhistorischen
Epochen.

So weit so gut. Wer hielte es denn auch für
unzulässig, ein musikalisches Werk nach fast
dreihundert Jahren zum Gegenstand neuer gedanklicher Auseinandersetzung zu machen?
Im Bemühen, es – irgendwie – anders zu machen, werden ja bereits die einzelnen Teile
des WO in allen erdenklichen Varianten miteinander kombiniert...

ABER: Muss es denn ausgerechnet unser geliebtes Weihnachtsoratorium sein, unser
herrlich klingender Weihnachtsbaum, unser kostbarstes und zugleich preiswertestes
Weihnachtsgeschenk von immerwährender Schönheit, unser Ein und Alles adventlicher
Vorfrende? Letzter verlässlich rostfreier Anker christlicher Tradition? Was macht die
Bachakademie? Selbst sie vergreift sich am Heiligsten ihres großen Patrons, zersägt
gewissermaßen den geschmückten Weihnachtsbaum mittendrin...?

Zunächst gestatten Sie mir einen persönlichen Abstecher, der mit einer Situation beginnt,
die Sie so oder so ähnlich anderswo und in anderen Jahren auch empfunden haben
mögen:

Leipzig, Anfang der 70er Jahre: Welch wunderbare alljährliche Konstante für das Kind im
grauen Winter der PleißeStadt: Immer zu Weihnachten gab es in der Thomaskirche mit den
Thomanern oder in der Nikolaikirche mit dem Unichor einen Platz auf der Chorempore
oder in der ersten Reihe, als das Jauchzen und Frohlocken anhub. Natürlich mühte sich
der Junge, möglichst nah auf der Pauken-und-Trompeten-Seite sitzen zu können, obwohl –
oder gerade weil – der Eingangschor schon ein Stück ist, „das einen wirklich umhauen
kann“, wie es Helmuth Rilling dieser Tage in einer Sendung auf SWR 2 auf den Punkt
brachte.

Welche Aufregung und Spannung – welche Freude! Ja – Spätestens jetzt war richtig
Weihnachten! Etlichen unter uns mag auf diese Weise bereits frühzeitig die Bachsche
Musik so tief im Innern gepackt haben, dass eine Loslösung dieses – „unseres“ –
Weihnachtsoratoriums vom jährlichen Kanon kaum mehr denkbar erscheint.

Größerer Sprung in die Mitte der 80er Jahre: Zu Besuch bei einem Vortrag des damals
schon 80jährigen Jürgen Kuczynski, seines Zeichens marxistischer Wirtschaftshistoriker
und Philosoph; einerseits einer, wie er im Buche stand, andererseits ein absolut
untypisches Exemplar: wandelndes Lexikon, brillanter Rhetoriker, unbequem schlauer



Querulant. Infolge seines „revolutionären Hochadels“ genoss der Emeritus in der DDR trotz Parteistrafe und deutlich unbequemen Äußerungen eine gewisse Narrenfreiheit. Und er besaß mit etwa 70.000 Bänden eine der größten und wertvollsten Privatbibliotheken.

Dieser charismatische alte Herr hielt also im Alten Rathaus zu Leipzig einen Vortrag über irgendein Thema zur Bach-Zeit und echauffierte sich plötzlich mehr und mehr darüber, wie dreckig es doch der Leipziger Bevölkerung ging, während in den großen Kirchen der Stadt aufwendige Musiken auf säuerlich überzuckerte, nein: unerträglich furchtbare Texte aufgeführt wurden. Kuczynski gab einige Kantatentext-Zeilen zum besten und wurde dann erst richtig wütend, ohne dass sein Vortrag an Brillanz verloren hätte.

Mich hat das enorm beeindruckt. Nicht nur, weil endlich mal was los war im Einerlei der Bachforschungs-Litaneien, nicht nur, weil Kuczynski wirklich eine Koryphäe war, die man erlebt haben musste, sondern vor allem, weil mich seine im Kern fundierte Darstellung sehr nachdenklich gemacht und letztlich überzeugt hat.

Das ist schon eine ganz schwer verständliche Tatsache: Damals gab und bis heute gibt es keine umfassende Darstellung der Lebensumstände der Bevölkerung zu Bachs Zeit; Untersuchungen zum Alltag bleiben zumeist auf Einzelaspekte innerhalb der Familie Bach beschränkt, beziehen sich dann auf die allgemein und bei Bach hohe Kindersterblichkeit oder werden auf Einkünfte, Lebens- und Genussmittel reduziert.

Doch nun: Wie ging es den Menschen damals, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in Leipzig und anderswo...?

In einem Gedicht „Ueber die 1724 gefallnen Schloossen [Hagel], und schweres Ungewitter“ in einer Leipziger Sammlung Moralischer Gedichte von 1736 schildert Carl Siegmund von Kottwitz und Köben, wie Blitz und Brand die Häuser aufgefressen, wie der Hagel Korn und Dächer eingeschlagen habe. Der Dichter sieht das Unwetter als „stummen Redner“, der in Gottes Namen vor höheren Strafen warnt.

Unwetter und Naturkatastrophen gab und gibt es zu allen Zeiten. Im 18. Jahrhundert aber hatten sie unmittelbare Auswirkungen auf die Ernte, insbesondere nach Dürreperioden oder strengen Wintern; die Folge waren Hungerjahre, von denen auch die Stadtbevölkerung nicht verschont wurde, wenn die Vorräte aufgebraucht waren.

Moralische Gedichte.

75

Man hört von nichts, als nur von Bliß und Brand,
Der um uns her die Häuser aufgefressen,
Das heißt: Der Herr hat Wecker ausgesand,
Die, unsern Schlaf zu stöhren, nicht vergessen.
Wird nun der böse Mensch nicht seine Schuld erkennen,
Die innerlich ihm sein Gewissen plagt:
So wird der Herren Herr ein Feuer lassen brennen,
Das ewiglich an seiner Seele nagt.

Der Schloossen Wuth schlägt Korn und Fenster ein,
Gott will uns so durch stumme Redner lehren,
Daß, wo wir nicht hinführo frömmer seyn,
Er; Schloossen gleich, die Straffen will vermehren.
Wird man den Gottesdienst mit Baalsdienst vermengen,
Und seinen Bauch als einen Gott beschaun:
So wird der wahre Gott den Brodkorb höher hängen,
Und unser Lust dadurch den Paß verhaun.

Drum lieber Mensch, befehre dich ja bald,
So lange Gott noch durch die Finger siehet,

Völlig schutzlos ausgeliefert waren Alt und Jung, Arm und Reich, wenn Seuchen die Lande verwüsteten. So hat unter anderen Wilhelm Adolph Paulli hat in seinen „Versuche[n] in verschiedenen Arten der Dichtkunst“ die Pest von 1739 in gereimte Klage gefasst und wagte am Ende sogar, Gott zur Reue aufzufordern.

**O höret endlich auf die Länder zu verheeren,
Und jedes Jahr verneut die Städte zu verstören.
Ihr Geißeln dieser Welt! Ihr Quellen aller Pein!
Und laß huldreicher Gott! der Strafe dich gereun.**

Im Juni 1733, anderthalb Jahre vor der Aufführung des Weihnachtsoratoriums, erging der Mobilisierungsbefehl für die gesamte sächsische Armee. In den vierziger Jahren folgten die ersten Schlesischen Kriege, Ende November 1745 fiel auf Befehl Friedrichs II. eine preußische Armee mit knapp 25.000 Mann in Sachsen ein. Die vom „Alten Dessauer“ geführten Truppen besetzten Leipzig, plünderten das städtische Magazin und ließen zwei Millionen Taler Kontribution eintreiben.

Sachsen wurde nun Hauptkriegsschauplatz, und es kam bei Kesselsdorf zur blutigsten Schlacht dieses zermürbenden Krieges. Fünfzehn Jahre später – mitten im Siebenjährigen Krieg – liest man in der Leipziger Zeitschrift „Des mit denen neuesten und wichtigsten Stadt= Land= und Weltgeschichten beschäftigen und darüber vernünftig raisonnirenden Annalisten“ (der Sprecher „aus dem Off“ ist Prof. Christian Büsen, der am Donnerstagabend bei uns im Musikalischen Salon in der Bachakademie zu Gast war):

Dies lässet uns denn die Umstände unsers bedrängten Vaterlandes in Erwegung ziehen, da beständig eine Noth der andern die Hand biethet. Wir hätten schon schwer genug an der Kriegeslast zu tragen. Ein Unglück, welches die klugen Althen also beurtheilet haben: Wenn man den Krieg in einen Sack steckte, und auf der geschwindesten Post durch ein Land schafte, so könnte es dennoch nicht ohne vielfältigem Schaden und Herzeleid abgehen. Allein so gut hat es uns nicht werden können, daß es bloß dabey geblieben wäre. Auch nicht dabey, daß Armuth und Blöße viel 1000. Familien schon gänzlich aufgerieben. Viehsterben, Viehmangel, Noth um das Zugvieh und vornehmlich die Pferde, deren sich auch die elendesten sehr kostbar machen; eine von Tag zu Tage auf eine unerträgliche Art höher steigende Theuerung, die besonders an mäßigen und kleinen Orten gänzlich verschwundene Nahrung, Wolkenbrüche, Ueberschwemmungen, Wetterschäden und was weiter dahin zu rechnen wäre, haben es zu dem Ansehen gebracht, als ob Gott alle seine Strafen über uns habe verhängen wollen.

Im Leipzig der Bachzeit zählten Armut, Hunger, Leid und Krieg auf der einen Seite ebenso zum Alltag wie Reichtum und Überfluss in der Oberschicht der privilegierten Messestadt andererseits. Wir wissen aus den Abendmahlseinträgen, dass sich die Besucher der Kantatenaufführungen in der Thomas- oder Nikolaikirche aus allen Schichten der Bevölkerung zusammensetzten. Was wir nicht wissen: Welche Gedanken hat die Menschen am 26. Dezember 1734 bewegt, als Bachs Musik zur Friedensverkündigung des Gloria in excelsis erklang...

Musik: Bach, Weihnachtsoratorium, Nr. 21. „Ehre sei Gott“, fade in, bis Ende (01:46)

Es ist gut möglich, dass den Kennern der Bachschen Musik bereits damals auffiel, wie zagend, nein: klagend die erste, deutlich Moll-getönte Piano-Passage „und Friede auf Erden“ sich anhörte – Bach schien dem „Friede auf Erden fast bekümmert nachzutasten“, sagt Helmuth Rilling –, während der zweite, kürzere Einschub bereits zuversichtlicher in Dur erklang.

Eher unwahrscheinlich, dass unter den Kirchgängern sich in diesem Moment jemand an ein Gedicht erinnerte, das zwei Jahre zuvor im Druck erschienen war und weder dem himmlischen noch dem irdischen Frieden eine Huldigung sein wollte:

Seyd hier, ihr Meister, selber Richter,
Betrachtet unsre Kriegesschaar,
Was werdet ihr für Angesichter,
Was werdet ihr für Muth gewahr?
Schaut Männer, die wie Bäume ragen,
Die lauter Glut im Busen tragen,
Und in der Seele Löwen sind.
Ein Blick kann Furcht und Schrecken bringen,
Und ihrer Säbel tapfres Schwingen
Ist nur auf Blut und Tod gegründet.

Das Heer, so hinter diesen ziehet,
Ist eitel Kern der Tapferkeit,
Zeigt eine Jugend, die noch blühet,
Und welche keinen Gegner scheut.
Auf solche Schultern ist zu bauen,
So festen Lenden ist zu trauen,
die macht kein schweres Kämpfen matt;
Kein weiter Zug erschöpft die Glieder,
Weil unter ihnen ja ein jeder
Ein Mark von Stahl und Eisen hat.

Bevor wir Ihnen zwei weitere Strophen dieses Gedichts zumuten, sei die Katze aus dem Sack gelassen: Jenes Machwerk mit dem Titel „Ueber das von Sr. Königl. Majestät in Pohlen, und Churfürstl. Durchl. zu Sachsen etc. bey Zeithayn angestellte Feldlager, 1730“ erschien im 3. Band der „Ernst=Scherzhaften und Satyrischen Gedichte“ von Christian Friedrich Henrici, genannt Picander. Es stammt also vom selben Dichter, der beispielsweise auch das Textbuch zur Matthäus-Passion, höchstwahrscheinlich auch das zum Weihnachtsoratorium verfasste. Doch weiter im Text, mit den versprochenen zwei von insgesamt 53 (!) Strophen:

O edler Ausbund deutscher Lenden,
Ihr Pflanzen Sachsens tapfern Ruhms,
Auf! zeigtet mit geübten Händen
Den Zierath eures Eigenthums.
Habt Achtung! die Canonen brennen,
Hört euer Losungszeichen nennen,
Nehmt euern Flügelmann in acht.
Verdoppelt euch, schließt eure Glieder
Links um! und rechtsher stellt euch wieder,
Und zeigt, was man im Felde macht.

Der Krieg geht an; hier lernt man streiten,
Der Friede soll gebrochen seyn,
Man siehet Dampf auf allen Seiten,
Man schließt die Schanzen stürmend ein.
Der Anfang spüret gleiche Kräfte,
Das Rasseln der geladnen Schäfte
Hat gleiche Macht und gleichen Muth.
Man jagt, man fällt dem Feind in Rücken,
und zeigt im Spielen Ernst und Wut.

Man muss sich das auf der Zunge zergehen lassen – und der aufgebrauchte Professor, der sich über die furchtbaren Texte mokierte, kommt mir wieder in den Sinn: Da schreibt einer der beliebtesten Leipziger Schriftsteller, der mehr als 30 Dichtungen für Bach verfasste, plumpeste Elogen auf den bewaffneten Kampf!

Dass aus dem „ernsthaft-wütenden Spielen des Ausbunds deutscher Lenden“ irgendwann bitterer Ernst werden würde, muss Picander eigentlich klar gewesen sein. Doch es hielt ihn nicht davon ab, das unsägliche Gedicht in späteren Auflagen erneut herauszugeben. Das Schlimmste aber: Der verheerende Dreißigjährige Krieg mit seinen unvorstellbaren Verwüstungen war noch keine hundert Jahre vorbei.

Musik: Schütz, „Verleih uns Frieden“ SWV 372, fade out (01:08)

Im Jahr des Westfälischen Friedens, 1648, erschien die „Geistliche Chormusik“ von Heinrich Schütz, die nicht nur Luthers „Verleih uns Frieden“, sondern als unmittelbare Fortsetzung „Gieb unsern Fürsten und aller Obrigkeit Fried und gut Regiment“ von Johann Walter enthielt, den Frieden also in menschlicher Verantwortung verstand. Schütz widmete seiner Sammlung – der Stadt Leipzig „und derselben berühmten Chore“ – den Thomanern.

Die gehörte Aufnahme ist eine Bearbeitung für Solostimme und Gamben von der neuen CD „Verleih uns Frieden“ von Hille Perl und ihren „Sirius Viols“ – ein schönes Beispiel für den geglückten schöpferischen Neuzugang zu liebgewordenen Werken alter Meister!

Der Dreißigjährige Krieg und der Westfälische Friede haben alles in allem weit mehr Kompositionen hervorgebracht als sonst irgendein Kriegs- oder Friedensereignis. Nie zuvor war die Bevölkerung derart von einer kriegerischen Auseinandersetzung in Mitleidenschaft gezogen worden. Erst der Zweite Weltkrieg sollte dem Dreißigjährigen Krieg in diesem Punkt gleichkommen.

„... und Friede auf Erden“? Wo blieb sie, die Verheißung der Engel? Hatten sie sich geirrt? Hatte die Menge der himmlischen Heerscharen doch nur „die Menschen SEINES Wohlgefallens“ gemeint? War es ein Übersetzungsfehler?

Der Text aus dem Lukasevangelium wird heute abend NICHT unterbrochen werden, ganz im Gegenteil: Er erscheint in mehrfacher Wiederholung, als ausgeprägte künstlerische Form eines kritischen Kommentars, während auch Bachs Musik nicht einfach abgebrochen wird, sondern im an Brahms erinnernden Beginn von Schönbergs Motette weiterklingen wird.

Der Schweizer Dichter Conrad Ferdinand Meyer schrieb 1886 ein Gedicht mit dem Titel „Friede auf Erden“ und schenkte eine Abschrift der in Wien lebenden Friedenskämpferin und späteren – Nobelpreisträgerin Bertha von Suttner, nachdem deren wegweisendes Buch „Die Waffen nieder“ erschienen war. In der von ihr herausgegebenen gleichnamigen Zeitschrift veröffentlichte sie das Gedicht auf dem Titelblatt des ersten Heftes.

Meyers Gedicht, eines der ergreifendsten Zeugnisse der frühen Friedensbewegung, ist eine Klage über die Vergeblichkeit der Friedensverheißung aus Lukas 2 in einer vom Krieg zerfressenen Welt, die aber doch der Hoffnung Raum gibt, es müsse diese Verheißung endlich erfüllt werden.

Arnold Schönberg hat sich, obwohl nicht bekannt ist, warum er ausgerechnet dieses Gedicht zur Vertonung heranzog, bekanntermaßen immer wieder zu weltanschaulichen und gesellschaftspolitischen Fragestellungen geäußert; auch Meyers Gedichte waren ihm geläufig, wie Liedskizzen belegen. Weitgehend unbekannt ist, dass Schönberg sogar – unter dem buchstabengedrehten Pseudonym A. Börscheg – 1917 einen Aufsatz zur Internationalen militärischen Friedenssicherung verfasste!

Die Waffen nieder!

Monatsschrift zur Förderung der Friedens-Idee.
Herausgegeben von
Baronin Bertha von Suttner.

Monatlich erscheint ein Heft. Preis für den ganzen Jahrgang 12 Nummern M. 6.—
fl. 3.60 Fr. 7.50. Einzel-Nummern 75 Pf. 45 ö. W. 1 Fr. Bestellungen
nehmen ausser der Verlagshandlung sämtliche Buchhandlungen des In- und Aus-
landes, sowie alle Postämter an. (1. Nachtrag zur deutschen Reichs-Postzeitungs-
liste für 1892 No. 6671a). Redactionelle Sendungen sind zu richten an die Heraus-
geberin Schloss Haimannsfort Nieder-Oesterreich. Alle anderen die Expedition etc.
getr. Mittheilungen, Goldsendungen etc. an die Verlagshandlung von Alfred H. Fried
& Co., Berlin W. 35, Potsdamerstr. 27.

No. I. Berlin u. Wien, 1. Februar 1892. I. Jahrgang.

Zur Einführung.

Da die Hirten ihre Heerde
Lieszen und des Engels Worte
Brachten durch die niedere Pforte
Zu der Mutter und dem Kind,
Fuhr das himmlische Gesind
Fort im Sternenraum zu singen,
Fuhr der Himmel fort zu klingen:

Solange jedoch die Menschen in ihren kleinsten und größten Verhältnissen von Neid, Habgier und Ungerechtigkeit beherrscht sind; solange der Einzelne besitzen will worauf jeder andere ebensoviel und ebensowenig Anspruch hat, wie er; solange jeder Einzelne nach dem Grundsatz: „warum habe ich nicht soviel, wie der andere?“ bestrebt ist, dem andern soviel wie möglich zu nehmen; und solange nicht wirkliches Gerechtigkeitsgefühl die Menschen dazu bringt, im Gegentheil nach dem Grundsatz: „warum hat der andere nicht soviel, wie ich?“ dem andern mehr als nötig zu geben, solange werden die Reibungen nicht aufhören, die schließlich zum Krieg führen. Die radikalste Formulierung der Bedingungen für einen ewigen Frieden lautet daher: Wenn kein Mensch weder in der Lage ist, noch es nötig hat, vom andern etwas zu wollen. Der Zeit, in der diese Bedingung erfüllt werden könnte, sind wir noch allzu fern, darum ist eine Formulierung für einen näherliegenden Zeitpunkt geboten: Wenn es unmöglich ist, sich durch Gewalt Macht, durch Macht Vorteil und Recht (oder was man dafür hält) zu verschaffen. Diese Erkenntnis lenkt die Aufmerksamkeit auf die Mittel, durch die Staaten an der Anwendung von Gewalt verhindert werden können.

Als das tauglichste Mittel zu diesem Zweck wird, nach dem Beispiel des bürgerlichen Lebens, das internationale Schiedsgericht angesehen, dessen Voraussetzung nebst den Verträgen die allgemeine Abrüstung bildet. Beides dürfte jedoch keine genügende Bürgschaft sein. Denn sind bei allgemeiner Abrüstung auch sämtliche Staaten in nahezu dem gleichen Zustand relativer Wehrlosigkeit und Angriffsunfähigkeit, so hat doch dieser Krieg gelehrt, wie rasch ein Heer aufzustellen und ausgerüstet ist.

Der Chor „Friede auf Erden“ ist noch kein Ergebnis von Zwölftontechnik und Atonalität, führt die spätromantische Harmonik aber bis an ihre Grenzen, was eine saubere Intonation des Werkes ungemein erschwert. Das bekam auch der hochberühmte Wiener Singverein unter Franz Schalk 1908 zu spüren; die Sänger mussten den Plan der Uraufführung schlechterdings aufgeben.

The image shows a handwritten musical score for the choral work "Friede auf Erden" (Peace on Earth), composed by Arnold Schoenberg. The title is written in a large, elegant cursive script at the top. Below the title, the tempo marking "Mäßig" is written. The score is arranged for four vocal parts: Soprano, Alto, Tenor, and Bass, each with its own staff. The lyrics are written in German below the notes. The music is in a key with one flat (B-flat major or D minor) and a common time signature. The notation includes various musical symbols such as notes, rests, and dynamic markings like "pp".

Erst vor fast genau 100 Jahren, am 9. Dezember 1911, gelang dem noch jungen Philharmonischen Chor unter Franz Schreker die Uraufführung im Großen Musikvereinsaal in Wien, allerdings mit einer von Schönberg erstellten Orchesterbegleitung.

Und erst für das Jahr 1923 ist eine a cappella-Aufführung unter der Leitung von Hermann Scherchen nachgewiesen. In deren Kontext schrieb Schönberg einen Brief mit einem bedeutungsreichen Bekenntnis:

Lieber Herr Scherchen, Bitte sagen Sie Ihrem Chor meinen herzlichsten Dank für die sehr lieben Worte, die sie nach der Probe an mich gerichtet haben. Sagen Sie ihnen, daß mein Chor *Friede auf Erden* eine **Illusion für gemischten Chor** ist, eine Illusion, wie ich heute weiß, der ich 1906, als ich sie komponierte, diese reine Harmonie unter Menschen für denkbar hielt, und mehr als das: ohne dauerndes Beharren auf geforderter Höhe des Tones nicht geglaubt hätte existieren zu können. Seither habe ich Nachgeben lernen müssen und gelernt, daß Friede

auf Erden nur möglich ist unter schärfster Bewachung der Harmonie, mit einem Wort: nicht ohne Begleitung. Wenn je einmal die Menschen dahin gelangen, Friede ohne Probe, vom Blatt zu singen, dann wird erst jeder Einzelne vor der Versuchung zu sinken gesichert sein müssen! Ihr Arnold Schönberg

Wir hören zuerst das Gedicht und dann die erste Strophe des neunminütigen Chors von Schönberg in einer Aufnahme mit dem Dresdner Kammerchor unter Hans-Christoph Rademann. Im Unterschied zu Schönbergs Musik, die unter anderem mit göttlichen Tonsymbolen arbeitet, vereint Meyers Friedenskonzept die Perspektiven Realität und Ideal vor einem durchwegs säkularisierten Hintergrund. Das zeigt sich schon daran, dass – welch unerhörtes Bild – aus der Schar der Engel, jener eigentlich unantastbaren Boten des göttlichen Gedankens, ein Chor der Geister wird.

Da die Hirten ihre Herde
Ließen und des Engels Worte
Trugen durch die niedre Pforte
Zu der Mutter und dem Kind,
Fuhr das himmlische Gesind
Fort im Sternenraum zu singen,
Fuhr der Himmel fort zu klingen:
»Friede, Friede auf der Erde!«

Seit die Engel so geraten,
O wie viele blut'ge Taten
Hat der Streit auf wildem Pferde,
Der Geharnischte vollbracht!
In wie mancher heil'gen Nacht
Sang der Chor der Geister zagend,
Dringlich, flehend, leis verklagend:
»Friede, Friede auf der Erde!«

Doch es ist ein ew'ger Glaube,
Daß der Schwache nicht zum Raube
Jeder frechen Mordgebärde
Werde fallen alle Zeit.
Etwas wie Gerechtigkeit
Webt und wirkt in Mord und Grauen,
Und ein Reich will sich erbauen,
Das den Frieden sucht der Erde.

Mählich wird es sich gestalten,
Seines heil'gen Amtes walten,
Waffen schmieden ohne Fährde,
Flammenschwerter für das Recht,
Und ein königlich Geschlecht
Wird erblüht mit starken Söhnen,
Dessen helle Tuben dröhnen:
»Friede, Friede auf der Erde!«

Musik: Schönberg, „Friede auf Erden“, erste Strophe, fade out (01:58)

1930 hielt Arnold Schönberg in Prag einen Vortrag zum Thema „Neue Musik, veraltete Musik, Stil und Gedanke“; er mündete in einen berühmt gewordenen Aufsatz, dessen deutsche Fassung 1945 erschien. Ihm verdanken wir – und hier schließt sich der Kreis zu Johann Sebastian Bach – folgende schöne, wenn auch etwas spezielle Liebeserklärung des Wiener Meisters:

Das Neue an Bachs Kunst kann man nur erfassen, wenn man es einerseits mit dem Stil der Niederländischen Schule und andererseits mit der Kunst Händels vergleicht. Im Gegensatz [zu allen] erweiterte Bach, der mehr Geheimnisse kannte, als die Niederländer besaßen, die Regeln solchermaßen, daß sie alle zwölf Töne der chromatischen Skala umfaßten. Bach arbeitete mit den zwölf Tönen manchmal auf solche Weise, daß man geneigt sein könnte, ihn als den ersten Zwölftonkomponisten zu bezeichnen.

Anton Webern, der in Schönbergs „Friede auf Erden“ ein Werk von kunstvollster Polyphonie, wunderbarster Klangwirkung und erhabenstem Ausdruck sah, hat Ende der zwanziger Jahre mit seinem Arbeiterchor „Freie Typographia“ mehrere erfolgreiche Aufführungen des Stückes geleitet; ein Ereignis, an das sich die Sänger später noch mit Stolz erinnerten. Im Zentrum dieser Erinnerungen blieben jene Worte, die Webern am Ende der vielen Proben zu ihnen gesagt hatte:

Unsere Aufgabe ist, weiterzutragen, was absolut über allen Dingen stehen muß – das Geistige. Wenn alles zusammenbricht, werden wir hingehen und *Friede auf Erden* von Schönberg singen.



Wir haben – o Wunder im Advent – noch etwas Zeit; darum gibt es zum Abschluss einen kleinen Ausschnitt aus einer wunderschönen Weihnachtsmusik für 2 Geigen, Violoncello, Klavier und Harmonium. Sie entstand um die Weihnachtszeit 1921 – wahrscheinlich für einen familiären Rahmen – und kombiniert das protestantische Gemeindelied „Es ist ein Ros entsprungen“ mit der Melodie des aus dem katholischen Raum stammenden volkstümlichen Liedes „Stille Nacht, heilige Nacht“. Ein harmonisches Ende in C-Dur – mit Arnold Schönberg:

Musik: Schönberg, Weihnachtsmusik, fade in (01:21)

Ich wünsche Ihnen und uns allen ein wunderbar friedliches Weihnachtsfest!